



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Karl: Bertha von Suttner

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bertha von Suttner



it ihrem neuesten foliantenhaften Buche*) beweist die bedeutende Frau die uneigennütige Ehrlichkeit ihres Strebens. Es ist nämlich, vom Standpunkte der buchhändlerischen Spekulation betrachtet, verfehlt, weil es in die Biographie die aus Kongressberichten und unzähligen Briefen bestehende attemmäßige Darstellung ihrer Friedensagitation verwebt. Daß eine solche Darstellung beim Publikum wenig Anklang finden wird, vermutet sie selbst nach der Erfahrung, die sie mit ihrem auf der ersten Haager Konferenz geführten Tagebuche gemacht hat, und daß dieses Monstrum von Buch eigentlich keine Biographie mehr ist, gesteht sie ausdrücklich zu, aber diese Agitation sei nun einmal der wichtigste Inhalt ihres Lebens. Mit dem im engeren Sinne biographischen würde sie bei ihrem Weltruf einen großartigen Erfolg gehabt haben, denn es ist im höchsten Grade interessant; das Buch würde ja auch nur etwa ein Viertel seines jetzigen Umfangs erreicht haben und dementsprechend wohlfeiler sein. Die Akten der Friedensgesellschaft konnten für die Interessenten gesondert herausgegeben werden. Bertha ist die posthume Tochter eines wenig begüterten Grafen Rinsky. Ihre Mutter und deren Schwester suchten ihr Einkommen — natürlich vergebens — durch vorsichtiges, „wissenschaftliches“ Kasardieren zu erhöhen und nahmen Bertha mit in die Bäder, die sie zu diesem Zweck aufsuchten. Da sie dadurch ihre Lage verschlimmerten, sollte sich Bertha, der von vielen Seiten beteuert wurde, sie werde die Malibran und die Sonntag übertreffen, der Opernbühne widmen; allein Frau Viardot erklärte nach einer Probe: „Sie können gar nichts“; Stimme sei ja da, doch es sei zu spät (Bertha war damals zwanzig Jahre), ganz von vorn anzufangen. Duprez in Paris war weniger schroff, aber in dem Kursus, den sie bei ihm durchmachte, überzeugte sie sich, daß die Viardot recht gehabt hatte. Auf diesen Reisen hat sie viele interessante Bekanntschaften und mit ihrer Schönheit auch Eroberungen gemacht; die großartigste war — Kaiser Wilhelm, dem sie im Herbst 1868 in Baden-Baden gegenüberwohnte. Er promenierte öfter mit ihr, und als sie ihn um seine Photographie bat, forderte er die ihre. Mit

*) Memoiren von Bertha von Suttner. Mit drei Bildnissen der Verfasserin. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1909.

der, die sie ihm gab, nicht zufrieden, verlangte er eine neue Aufnahme und bestätigte den Empfang mit folgendem Billett:

Soeben empfangen ich Ihre etwas bessere Photographie, gnädige Komtesse, als die, welche Sie gestern so gütig waren, mir zuzustellen. Indem ich meinen aufrichtigsten Dank hiemit aussprechen darf, muß ich denselben auch, und zwar noch weit inniger, für die lebenswürdigen Zeilen aussprechen, welche die Photographie begleiteten. In den Passus der Eroberung [der sich auf 1866 bezog] scheint sich ein Fehler eingeschlichen zu haben, indem Sie wohl sagen wollten, daß Sie sehr wohl wüßten, eine Eroberung gemacht zu haben, und zwar die eines zweundsiebzigjährigen Greises, dessen Sentiments oft noch sehr lebhafte Eindrücke aufnehmen, namentlich wenn sie durch Bisavis unterhalten — wenn auch nur zu selten — werden.

Mich Ihrem ferneren Andenken angelegentlichst empfehlend, verbleibe ich, gnädigste Komtesse, Ihr sehr ergebener Wilhelm rex.

Zweimal kam es zu Verlobungen und Entlobungen, und eine dritte Verlobung, die auf gegenseitiger Liebe beruhte, wurde durch den plötzlichen Tod des Bräutigams, eines Prinzen Wittgenstein, gelöst. Dreißig Jahre alt, nahm Bertha die Stelle einer Erzieherin der drei Töchter des freiherrlich Suttnerschen Ehepaares in Wien an. Hier verliebte sie sich in den sieben Jahre jüngern Sohn Artur Gundaccar und er in sie. Da auf Einwilligung der Eltern keine Aussicht war, ging sie nach Verlauf von drei Jahren nach Paris, um dort dem Erfinder Alfred Nobel als Gehilfin zu dienen. Aber die beiden Liebenden hielten es ohne einander nicht aus. Bertha eilte zurück nach Wien, sie ließen sich heimlich trauen und entflohn in den Kaukasus, wo sie bei der mediatiferten Fürstin von Mingrelien, Ekaterina Dadiani, gastliche Aufnahme fanden. Diese hatte Bertha in Homburg lieb gewonnen und seitdem, so oft beide gleichzeitig in deutschen Bädern oder in Paris weilten, in ihren Familienkreis gezogen. Die „Hochzeitsreise“ dauerte neun Jahre, von 1876 bis 1885. Die Gastfreundschaft der Fürstin wurde nur kurze Zeit benutzt, bis sie Beschäftigung gefunden hatten. Sie schlugen sich mühsam durch und hungerten mitunter. Sie gaben Sprach- und Musikstunden. Als diese im russisch-türkischen Kriege aufhörten, arbeitete er in einem Fabrikkontor und zugleich als Aufseher, dann als Bauleiter des Schwieger Sohns der Fürstin, eines Prinzen Murat, wobei er sich zum Architekten entwickelte. Sie schrieb Feuilletons und Romane, und er griff ebenfalls zur Feder, mit kaukasischen Geschichten beginnend. Als sie von seiner Familie zurückgerufen wurden, standen sie schon auf eignen Füßen fest und verdienten später so viel, daß sie den Eltern zu Hilfe kommen und das Familiengut Harmannsdorf stützen konnten, das man infolge schlechter Ernten und bedeutender Verluste durch einen untreuen Verwalter auch noch zu verlieren fürchtete, nachdem das Wiener Palais schon verkauft war. Die Ehe blieb kinderlos — glücklicherweise, darf man sagen. Denn sie war eine jener seltenen Ehen, in denen jeder Gatte des andern Ein und Alles ist („Meiner“, „Meine“ sagen sie, wenn sie einander

erwähnen), jeder in der gegenseitigen Liebe und in gemeinsamer geistiger Arbeit volles Genüge findet, Kinder also nur stören könnten; ihre in kindlichem und kindischem Spiel sich äußernde Verliebtheit hielt ungeschwächt bis zum Tode des Gatten an. Dieser begann nach der Feier der Silberhochzeit zu kränkeln und konnte im April 1902 nicht mit nach Monaco fahren. Es war das erstemal, daß sie allein reiste, überhaupt das erstemal seit ihrer Verheiratung, daß sie ein paar Wochen getrennt voneinander lebten. Am 10. Dezember starb er. In seinem Testamente stand: „Und nun, Meine, noch ein Wort dir: Dank! Du hast mich glücklich gemacht, Du hast mir geholfen, dem Leben die schönsten Seiten abzugewinnen, mich desselben zu freuen. Keine Sekunde der Unzufriedenheit hat es zwischen uns gegeben, und das danke ich Deinem großen Verstande, Deinem großen Herzen, Deiner großen Liebe. Du weißt, daß wir in uns die Pflicht fühlten, zum Besserwerden der Welt beizutragen, für das Gute, für das unvergängliche Licht der Wahrheit zu arbeiten, zu ringen. Mit meinem Heimgange ist für Dich diese Pflicht nicht erloschen. Das gute Andenken an Deinen Gefährten muß Dich aufrechterhalten. Du mußt in unsern Intentionen weiterarbeiten, um der guten Sache willen die Arbeit fortsetzen, bis auch Du am Ende der kurzen Lebensstation anlangst. Mut also! Kein Verzagen! In dem, was wir leisten, sind wir einig, und darum mußt Du trachten, noch viel zu leisten.“

Bertha von Suttner hatte fünf große Kriege erlebt, ohne bei den Kriegsnachrichten, die sie kaum beachtete, etwas zu denken und zu empfinden. Im Jahre 1887 erzählte ihr in Paris Dr. Wilhelm Löwenthal von der International Peace and Arbitration Association, an deren Spitze außer dem Gründer Hodgson Pratt der Herzog von Westminster, der Earl of Ripon und der Bischof von Durham standen. Das zündete. Bertha unterrichtete sich über den Krieg durch das Studium von Geschichtswerken und Kriegsberichten, schrieb ihren Roman „Die Waffen nieder“ und war von da an die Führerin der Friedensbewegung. Aus den brieflichen und mündlichen Äußerungen über diese und über ihren Fortgang wollen wir einiges anführen, was entweder für die Sache oder für die sich Äußernden charakteristisch ist. Nobel überreichte ihr 2000 Franken. Er tue dies mehr aus Liebenswürdigkeit als aus Überzeugung, meinte sie. „An der Sache und ihrer Berechtigung — nein, daran zweifle ich nicht, nur daran, ob sie durchgesetzt werden kann. Auch weiß ich noch nicht, wie Ihre Vereine und Kongresse das Werk anpacken wollen. Belehren Sie mich, überzeugen Sie mich, und dann will ich für die Bewegung etwas Großes tun . . . Meine Fabriken werden vielleicht dem Kriege noch früher ein Ende machen als Ihre Kongresse. An dem Tage, da zwei Armeekorps sich gegenseitig in einer Sekunde werden vernichten können, werden wohl alle zivilisierten Nationen zurückschauern und ihre Truppen verabschieden.“ Im Jahre 1892 betrieb sie die Gründung eines Zweigvereins in Berlin und fand sich durch die Nachrichten von dort veranlaßt, an ihren Verleger A. G. Fried zu

schreiben: „Also Titel braucht Ihr, Ihr Demokraten? Halte es nicht für nötig. Der in Bethlehem Geborne hatte auch keine Titel, und sein Verein blüht noch.“ Im Sommer 1893 wurde die bedrohlich aussehende Spannung zwischen Frankreich und Italien durch eine Arbeiterschlägerei in Nigues-Mortes verschärft, die von einem italienischen Arbeiter verschuldet worden war, der seine schmutzige Hose im Brunnen gewaschen hatte. Die Baronin trägt in ihr Tagebuch ein: „8. September. Der internationale Verkehr von Europa beruht [ruht!] auf so gesunden und vernünftigen Grundlagen, daß ein solcher Anlaß genügt, die sogenannte hohe Politik in Tätigkeit zu bringen und die Geschichtsschreiber darauf gefaßt zu machen, daß sie neben dem Kriege der Weißen und der Roten Rose auch noch den Krieg der schmutzigen Hose in ihre Annalen werden eintragen müssen.“ Dem russischen Maler Wereschtschagin soll Kaiser Wilhelm der Zweite in der Ausstellung seiner gräßlichen Bilder gesagt haben: „Damit, lieber Meister, kämpfen Sie gegen den Krieg wirksamer an als irgendwelche Friedenskongresse.“ Die Suttner meint, das sei wahrscheinlich gar nicht die Absicht des Künstlers gewesen, der nichts gewollt habe als vollkommen wahr sein; er habe den Krieg nicht gehaßt, ihr einmal gesagt: „Ich habe mehrmals in Schlachten Menschen getötet und kann aus Erfahrung sagen, daß die Aufregung wie auch das Gefühl der Genugtuung und der Befriedigung, nachdem man einen Menschen getötet hat, vollkommen dem gleichkommt, das man empfindet, wenn man ein größeres Wild zur Strecke gebracht hat.“ Viel verkehrte sie mit dem Herzog Elmar von Oldenburg. Dieser äußerte einmal: „Ich bin nicht aus der Art geschlagen, indem ich mich für Ihre Sache interessiere. Ein Bruder meines Vaters, der Prinz Peter von Oldenburg, hat sich seinerzeit für die Abschaffung des Krieges eingesetzt. Obwohl er mütterlicherseits der Enkel des Kaisers Paul war, obwohl er den Rang eines russischen Generals der Infanterie einnahm und Chef des Dragonerregiments Stavodub war, war er ein militanter Friedensfreund. Denn nicht nur als Ideal, als einen in spätern Jahrhunderten zu verwirklichenden Traum hat er die Sache angesehen, sondern er machte sich tätig ans Werk, sie durchzuführen; er reiste von Hof zu Hof, unterbreitete seine Ideen der Königin von England, dem Könige von Preußen; doch zu jener Zeit, vor dreißig Jahren, blieben seine Versuche noch fruchtlos. Mein Onkel setzte seine Bemühungen standhaft fort; ich besitze den Aufsatz eines Briefes, den er im Jahre 1873 an Bismarck richtete und worin er seine Ideen entwickelte, gleichfalls ohne Erfolg.“ Er gibt der Baronin eine Abschrift, und sie nimmt den Brief in ihr Buch auf. Es heißt darin, Wilhelm der Siegreiche sei vom Herrn der Heerschaaren erkoren, als Friedensstifter den unsterblichen Namen des Gesegneten zu führen. Er habe ihm beigegeben, den Herd der Revolutionen unschädlich zu machen, jetzt sei es seine Aufgabe, die Wurzel des Bösen, die höchste Potenz der Sünde (der Brieffschreiber ist wie seine ganze Familie streng gläubiger Christ) en principe abzuschaffen. Wie werde auf Erden dauernde Wohlfahrt begründet

werden, solange die Regierungen dem Christentum zuwider handeln und wahre Zivilisation nicht aufkommen lassen. Dieses Wort sei von *civis* abgeleitet, der *civis* aber sei ein Befolger der Gesetze, der Krieg dagegen ein Zustand der Gesetzlosigkeit. Nicht mit Gesetzlosigkeit, nicht mit Bajonetten vermöge man die ungesetzlichen Bewegungen der Kommunisten, Revolutionäre und Demokraten zu bändigen. Demnach sollten die Kulturvölker einander den Besitz ihrer Territorien garantieren, strittige Fälle durch Schiedsgerichte schlichten und durch internationale Konvention die Stärke der bewaffneten Macht bestimmen. Nicht etwa diese abschaffen; „einen Staat ohne bewaffnete Macht denken kann nur ein Tor oder ein Schurke“. Die juristische Seite der Sache beleuchtet der österreichische Reichsratsabgeordnete Dr. Julius Dfner. „Kein Recht ohne Richter; in eigener Sache kann [darf!] niemand urteilen, und die Geschichte lehrt, daß, wenn Staaten auch das Ungerechteste wollen, sie immer Kronjuristen finden, die es verteidigen und für Recht erklären. Solange darum kein Gericht für Völkerstreitigkeiten eingesetzt ist, gibt es Staatenhöflichkeit, Staatenfittte, aber kein Staatenrecht. Der Starke ist unfehlbar, die beleidigte Gerechtigkeit wendet sich nur gegen den Schwachen. Die Berufung auf die Souveränität, die nicht geschmälert werden dürfe, ist nichts als eine Verkleidung des Anspruchs, nach Willkür Unrecht tun zu dürfen. Denn alles Recht beschränkt den einzelnen um der andern willen, die Willkür zugunsten der allgemeinen Freiheit. Recht und Gerechtigkeit ist aber die Grundlage aller Kultur, und es gilt für die Staaten, was Kant für die Menschen überhaupt sagt: Gäbe es kein Recht, es wäre nicht der Mühe wert, daß Menschen auf Erden leben.“

Den Grundgedanken Nobels, daß der Fortschritt der Wissenschaft und der Technik den Krieg überwinden werde, hat mit etwas anderer Schattierung auch Frithjof Nansen ausgesprochen. In einem Vortrage, den er in Wien hielt, sagte er: „Man wird nach dem Resultat der Polarforschungen fragen. Ich antworte darauf: die Wissenschaft will alles wissen. Es darf keinen Fleck der Erde geben, den nicht ein Menschenauge gesehen und nicht ein Menschenfuß betreten hat. Das Geschick des Menschen ist der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Noch gibt es viele Probleme zu lösen. Die Zeit der großen Eroberungskriege ist vorbei, die Zeit der Eroberungen im Lande der Wissenschaft wird andauern.“ Das Friedensmanifest des Zaren brachte der Agitatorin eine Unmasse von Glückwünschen ein. Der Vizeadmiral Semsey schrieb ihr: „Ein Sturm des Entzückens durchbraust die Welt angesichts des gewaltigen Nordlichts, das von Petersburg leuchtet. Was der Erfolg auch sei, das gewaltige Wort eines der Gewaltigsten kann nicht ungesprochen gemacht werden. Der Herr segne Ihr Wirken!“ Die Baronin druckt auch eine Anzahl gegnerischer Äußerungen ab, darunter die der Grenzboten (Nr. 37 vom 15. September 1898). Ungünstig kritisierende Briefe erhielt sie u. a. von Friedrich Naumann, B. v. Werner, Reinhold Wegas, Felix Dahn, Eduard v. Hartmann.

Liebknecht schrieb: „Der Abrüstungsvorschlag des zarischen Rußlands ist Schwindel.“ Etwas weniger schroff hat Bebel geantwortet, als sie ihn im nächsten Winter bei einem Aufenthalt in Berlin zu einem Besuche einlud. Dem Grundgedanken des Manifestes stehe die Sozialdemokratie natürlich sympathisch gegenüber; sei sie doch die einzige, die ihn im Reichstage vertrete, und daß der Monarch eines so militaristischen Staates jetzt als Gegner des Militarismus auftrete, sei in hohem Maße anerkennenswert, könne aber seine Gefinnungsgenossen nicht abhalten, diesem Vorgehen, solange die entsprechenden Taten fehlen, mit einem gewissen Mißtrauen zu begegnen. Auch den Oberstleutnant von Egidy, der damals der Mann des Tages war (heute würde er der Held der „Woche“ sein), gewann sie für ihre Agitation. Sehr hübsch nimmt sich die Antwort aus, die sie von einem Grafen K. bekam auf die Einladung zu einem Vortrage, den Egidy in Wien halten sollte: „Ich habe nie eine Zeile von Egidy gelesen. Aber ich vermag Ihre Ansicht über ihn nicht zu teilen; denn erstens kann ich die Preußen nicht leiden; zweitens, wenn ein Soldat etwas so Unanständiges getan hat, daß er nicht weiterdienen kann, so muß ich verwerfen, was er spricht, und wäre er so weise wie Aristoteles.“ Stead erzählte ihr, was ihm in einer Unterhaltung über das Friedensmanifest der Zar gesagt hatte: „Habe ich einen einzigen Brief erhalten, hat mir einer Vorstellungen gemacht, daß ich die Gefahr übertreibe? Nicht einer; sie geben alle zu, daß ich wahr gesprochen. Dagegen fragen sie mich, was ich vorschlagen wolle, das Unheil abzuwenden. Als ob das meine, nur meine Sache wäre, ein Mittel gegen eine Krankheit zu verschreiben, an der doch alle Nationen leiden.“

Dem (ersten) Haager Kongresse wohnte sie natürlich bei. Dunant, der Schöpfer des Roten Kreuzes, gab ihr Weisungen mit, die, wie sie meinte, erkennen ließen, „daß er von der Konferenz nicht die Förderung seines Werkes ersuchte, sondern vielmehr die Gründung eines neuen großen Werkes: der internationalen Justiz; nicht mehr Rotes Kreuz war seine Lösung, sondern Weiße Fahne“. Er bezeichnet als das Wesentliche, was der Kongreß zu leisten habe, eine Resolution für eine aus Diplomaten bestehende permanente Vermittlungskommission, die nicht etwa in dem permanenten internationalen Friedensbureau zu Bern schon vorhanden sei, denn eine solche freie Vereinigung zähle nicht in den Augen der Diplomaten. Darauf müßte man alle Anstrengungen konzentrieren, ohne sich um das übrige (de reste steht da statt du reste; dergleichen kleine Druckfehler sind mehrere stehn geblieben) viel zu kümmern. Über die sieben ersten Artikel des russischen Programms soll sie die Mitglieder reden lassen, was sie wollen, und sich in gar keine Erörterungen mit ihnen einlassen; es tun, würde heißen, „die Autorität Ihres Wortes schwächen“; nur darauf soll sie bestehen, daß die Annahme des Artikels 8 dringend notwendig, opportun und sogar durch die Rücksicht, die man dem Zaren schulde, geboten sei. Der Artikel lautet: *Acceptation en principe de*

l'usage des bons offices de la médiation et de l'arbitrage facultatif pour des cas qui s'y prêtent, dans le but de prévenir des conflits armés entre les nations; entente au sujet de leur mode d'application et établissement d'une pratique uniforme dans leur emploi. Auf dem Kongreß sagte sie zum Minister Bernaert: „Solche Fragen sollten doch nicht von technischen, sondern von ganz andern höhern Standpunkten behandelt werden; wenn über Abrüstung die Militärs zu entscheiden haben . . .“ so wäre das, fiel der Minister ein, gerade so, wie wenn ein Schusterkongreß über den Nutzen des Barfußgehens zu entscheiden hätte. Der Sohn des Vertreters von Schweden erzählte ihr, er habe schon im Begriff gestanden, die militärische Laufbahn einzuschlagen, da sei ihm ihr Buch in die Hände gefallen und habe ihn bestimmt, einen andern Beruf zu wählen; er hoffe später für die große Sache wirken zu können, die seinen Vater nach dem Haag geführt hatte. Beim Hoffest war die Königin Wilhelmina ganz Diplomatin oder konstitutionelle Monarchin: bei der Vorstellung beantwortete sie eine Anspielung der Suttner auf den Anlaß des Festes mit nichts als einem freundlichen Kopfnicken. Der Graf Nigra schrieb ihr nach dem Kongresse: „Wir wußten natürlich, daß wir den Weltfrieden nicht von heut zu morgen würden sichern können, wohl aber hatten wir das Bewußtsein, für die Zukunft der Menschheit zu arbeiten. Ist es übrigens wahr, daß die Konferenz gar keine unmittelbare Wirkung geübt hat? Ich denke, die Tatsache, daß ein so mächtiger Monarch eine solche Konferenz veranstaltet, daß die übrigen Mächte teilnehmen, und daß man monatelang über die Art und Weise berät, wie die Kriege weniger häufig gemacht und ihre Qualen gemildert werden können, das sei für sich allein schon ein großes Ergebnis.“ Die Kriege, die nach dem Kongreß ausbrachen, haben diesem und den Friedensaposteln viel Hohn eingetragen. Von den Briefen, die der Suttner aus Anlaß des Burenkrieges zingingen, erscheint mir einer so wichtig, daß ich die Hauptstellen übersetzen will. Frau Emily Arbell, die Schwester des Kapministers Schreiner, schreibt:

Ich weiß nicht, ob Sie mit den Verhältnissen der Kapkolonie hinlänglich vertraut sind, um die Bedeutung der Tatsache gehörig würdigen zu können, daß mein Bruder, der Premierminister, als Leiter des Afrikaner Bond seine amtliche Stellung erlangt hat, und daß es eine alte Holländerin ist, die Ihnen das folgende schreibt. Sie will darlegen, aus welchen Beweggründen ein Teil der Kapländer am Union Jack festhält. Was meine hiesigen, die englischen, Landsleute betrifft — ich wohne im Herzen Englands und verkehre mit Leuten der untern und der verschiedenen Schichten der mittlern Klasse —, so kann ich Ihnen vor Gott beteuern, daß bei diesem Kriege weder Eroberungssucht noch Goldgier im Spiele ist. Wir opfern unsre Lieben zu Tausenden, um dem Unrecht und der Unterdrückung weißer wie schwarzer Untertanen durch eine korrupte Regierung ein Ende zu machen, außerdem, um dem drohenden Abfall der Kapkolonie, Natal's, Rhodesias und des Betschuanalandes vorzubeugen. Wir wünschen, daß die Wahrheit dieser unsrer Beteuerung im Auslande anerkannt werde; geschieht es nicht, so können wir

nur den alten Kriegsruf unsrer Väter wiederholen: Gott schütze das Recht! Verzeihen Sie einer alten englischen Frau, daß sie sich erlaubt, sich an Sie zu wenden. Es geschieht aus großer Sympathie mit Ihrem edeln Streben, ungerechte Kriege zu verhüten. Auch England liebt den Frieden, und unsre Millionen, die in diesem Kriege ein Herz und eine Seele sind (sogar die Bauern geben ihren Kindern die Namen unsrer Generale), würden niemals eine Kriegserklärung gegen einen unsrer europäischen Nachbarn gestatten. Nicht der leiseste Wunsch nach einem solchen Kriege regt sich in unsern Herzen. Ausländische Zeitungen, die das Gegenteil behaupten und dadurch die Flamme der Kriegslust anfachen, machen sich eines europäischen Verbrechens schuldig.

Der chinesische Gesandte in St. Petersburg, Yang Nü, den die Baronin im Haag kennen gelernt hatte, schrieb ihr anlässlich der Chinawirren. Er habe ganz Amerika und Europa bereist und den Kulturfortschritt der Staaten dieser Erdteile bewundert, leider aber gefunden, daß die Eifersucht der Völker und ihr Konkurrenzkampf den Wert ihrer hohen Kultur beeinträchtigten. Was die in seiner Heimat ausgebrochenen Unruhen betreffe, so seien vorzugsweise die christlichen Missionare daran schuld. Diese möchten ja von den edelsten Absichten beseelt sein, aber die Chinesen hingen nun einmal an der Religion ihrer Väter, wollten von einem Religionswechsel nichts wissen und haßten darum die Personen, die sie zu einem solchen drängten. Der Haß werde durch den Umstand verstärkt, daß es nur die schlechtesten Elemente seien, die das Christentum annähmen, um unter dem Schutze der von den europäischen Mächten gestützten Missionare ungestraft Unrecht verüben zu können. Bei Tolstoi findet die Friedensliga wenig Anklang. Er hält auch ihr seine bekannte These entgegen: die wahre Religion lehren, natürlich schon in der Schule, das ist das einzige und das hinreichende Mittel gegen den Krieg, gegen den alle Kongresse nichts vermögen; Männer, die der wahren Religion huldigen, verweigern einfach den Kriegsdienst. In Monaco hatte Fürst Albert einen Saal seines noch im Bau befindlichen ozeanographischen Museums für den Kongreß eingerichtet. Er sprach zur Suttner: „Es liegt mir daran, Ihnen eines zu sagen: Sehen Sie hier dieses erstehende Werk [eben das Museum]; es zeigt, wohin mein Trachten und Wirken geht; es soll [hier deutete er auf den Felsen von Monte Carlo] ein Korrektiv jenes Erbstücks sein, das mir so verhaßt ist.“ Er bekennt sich zu den Grundsätzen der Liga. Die Widmung seiner „Seemannslaufbahn“ lautet: Je dédie la version allemande de ce livre à Sa Majesté l'Empereur Guillaume II qui protège le travail et la science, préparant ainsi la réalisation du plus noble désir de la conscience humaine: l'union de toute les forces civilisatrices pour amener le règne d'une paix inviolable. Die Suttner hat später (sie war vier Winter hintereinander auf einige Wochen Gast des Fürsten) die eigenhändige Antwort des Kaisers gesehen, „worin er in anderthalb Quartseiten seinem eher cousin für die Widmung dankt und die darin enthaltne Anspielung auf die Friedensbewegung zustimmend wiederholt“.

Eine grundsätzliche kritische Wertung dieser Bewegung, die hier nicht beabsichtigt ist, könnte gut an die Briefe von Gumpłowicz und Carneri anknüpfen. Der jüngere Gumpłowicz saß wegen anarchistischer Äußerungen in Blözensee. Die Baronin veranstaltete eine Sympathiekundgebung für ihn. Das veranlaßte einen Briefwechsel mit seinem Vater, dem sehr konservativen Grazer Professor. „Ich soll Ihnen, schrieb dieser, meine Ansicht sagen über Ihren Artikel »Zweierlei Moral«, womit ich zugleich meine Ansicht äußern müßte über Ihre ganze Friedensphilosophie. Ich will Ihnen einen Gegenvorschlag machen: werfen Sie mich lieber gleich mit dem abscheulichen Sighele in einen Topf und lassen Sie diese schlechten Kerls von Professoren ganz beiseite — es ist mit ihnen nichts anzufangen. Die verderben Ihnen nur den Humor, Ihren edelsten Lebensgenuß.“ Er sei weit entfernt davon, ihr das Bild zu Saiz entschleiern, sie bekehren zu wollen; weit lieber würde er sich von ihr bekehren lassen, wenn das möglich wäre. Der Unterschied zwischen der Wissenschaft und den Weltverbesserern bestehe darin, daß jene Tatsachen konstatieren, diese predigten, wie die Welt sein soll, die Welt anders machen wollten, als sie Gott geschaffen hat. So sei ja auch sein Sohn in Blözensee gestimmt. Es entrüstete ihn, daß der Staat, der über Brot in Hülle und Fülle verfüge, so unmoralisch sein könne, die Arbeitlosen darben zu lassen, und habe darum diesen Staat eine organisierte Räuberbande gescholten. Und weil sein Enthusiasmus ihn sogar auch im Gefängnisse noch beglücke, werde er, der Vater, sich hüten, ihn darin irrezumachen. „Befolgen Sie, hochgeehrte Frau Baronin, ruhig Ihren Weg, kümmern Sie sich nicht um die Sigheles, lesen Sie nicht den »Kassenkampf« des Gumpłowicz, das könnte Ihnen trübe Stunden bereiten, und bleiben Sie stets, was Sie sind: die Vorkämpferin einer schönen Idee! Um es aber bleiben zu können, bewahren Sie sich stets die Überzeugung, daß diese Idee die Wahrheit, die eine und einzige ist! Und diesen Glauben möge kein Professorengeschwätz Ihnen je rauben.“ Daß Menschen verschiedner geistiger Richtungen einander nicht bekehren können, ist richtig, aber daß es die Wissenschaft bloß mit Tatsachen und gar nicht mit dem, was sein soll, zu tun habe, ist nicht wahr, denn es gibt bekanntlich auch eine Ethik, und die Frage, ob und wie weit die Ethik auch für den Staat und für den Völkerverkehr gelte, ist vorläufig noch nicht entschieden, also Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung.

Gegen Carneri habe ich mich einmal zu polemisieren veranlaßt gesehen, aber in dem, was er der Suttner schreibt, stimme ich ihm bei. Sie werde sich erinnern, daß sie beide von Anfang an in der Sache verschiedene Standpunkte eingenommen hätten, und die Konsequenz müsse sie auf den seinen hinüberführen, weil ja auch sie sich zur Entwicklungslehre bekenne. „Diese weiß nichts von einem gänzlichen Aufhören des Kampfes und kennt nur eine allmähliche Veredlung der Kampfweise. Sie weiß auch nichts von einem gänzlichen Schwinden der Not — nicht zu verwechseln mit dem Glend der Armut, dem sehr gut

gesteuert werden kann —, es gilt ihr vielmehr die Not als der mächtigste Antrieb zum Fortschritt. Aufhören aller Not würde den Stillstand zur Folge haben; es ist darum so wenig denkbar wie eine Welt von lauter guten Menschen, die ein Widerspruch in sich selbst wäre, wie wenn man den Tag denken wollte ohne die Nacht.“ Die Einsetzung eines allgemeinen Schiedsgerichts sei im Gange, aber Bertha solle die Sache nicht fördern, weil ein Fiasko die Sache der Friedensfreunde schädigen würde. Die Sitte, internationale Streitigkeiten friedlich zu schlichten, bürgere sich ein, Forcieren könne sie nur gefährden. Sie möge sich daran gewöhnen, die Bestie Mensch mit Gleichmut zu betrachten, dann werde sie sich herbe Enttäuschungen ersparen. Das alles ist, wie gesagt, richtig, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Die Menschen sind heute noch so rauf- und raublustig wie vor alters, trotzdem raufen und rauben sie nicht mehr soviel, wenigstens nicht mehr mit Brachialgewalt, weil sie nicht können. Der blutige Kleinkrieg und der blutige Raub, von dem der montenegrinische Hammeldiebstaht noch ein schwacher Überrest ist, haben aufgehört, weil die heutige Technik erstens die Völker in Großstaaten organisiert hat, und zweitens die Zentralgewalt des Großstaats befähigt, jede an einem beliebigen Punkte seines Gebiets auftauchende Unordnung mit Blitzesschnelle und unwiderstehlicher Gewalt zu unterdrücken. Es gibt kein wüstes Gewoge kleiner Revolutionen und kleiner Fehden mehr; nur große Kriege sind noch möglich. Und es ist gar nicht undenkbar, daß dieselbe Technik, die den Kleinkrieg unmöglich gemacht, auch den großen beseitigt. Ich meine nicht in der Weise, wie es Bloch dem Zaren demonstriert und Nobel verstanden hat: daß die Riesenheere die Völker im Frieden wirtschaftlich erdrücken und im Kriege nicht operieren, namentlich nicht verpflegt werden können, und daß die vervollkommnung der Zerstörungswerkzeuge die ganze männliche Bevölkerung der kriegführenden Staaten der Vernichtung weihen würde — über solche Dinge lasse ich die militärischen Sachverständigen reden —, sondern weil der heutige Weltverkehr die herrschenden Kulturnationen so eng miteinander verflecht, daß kein wie immer gearteter Siegespreis (als solcher kommt Eroberung eines europäischen Territoriums zwischen diesen Kulturnationen nicht mehr in Frage) den Schaden aufwiegen könnte, den beide durch die Zerreißung der wirtschaftlichen Bänder erleiden würden. Die Wirtschaft ist ursprünglich teils offkupatorische teils Raubwirtschaft gewesen. Sie hat diesen Charakter noch jahrtausendlang bewahrt, nachdem die Menschen schon längst ihr Dasein auf regelmäßige Arbeit gründen gelernt hatten, aber sie hat ihn in den letzten Jahrhunderten, man darf sagen im letzten Jahrhundert rasch verloren. Im sechzehnten und im siebzehnten Jahrhundert spielten die räuberische Ausbeutung farbiger Völker und das Rapern von Edelmetall- und Gewürzflotten noch eine bedeutende Rolle im Haushalt der Seemächte, und noch im achtzehnten Jahrhundert ist Liverpool durch den Sklavenraub reich geworden. Damals waren Kanonen geradezu das Instrument des Auslands Handels. Heute

würden England und Deutschland ein recht schlechtes Geschäft machen, wenn sie einander ihre Schiffsladungen von Kleiderstoffen und Ackerbaumaschinen kapern wollten, denn jedes dieser beiden Länder hat mehr als genug von solchen Waren. Und mehr noch: sie bekommen sie auf dem Wege friedlichen Tausches wohlfeiler als durch einen Krieg. Jedes bringt sie dem andern freiwillig auf den Markt, freilich nicht mit hundert bis tausend Prozent Profit wie den Pfeffer in der Konquistadorenzeit, sondern nur mit zehn bis zwanzig Prozent. Der heutige internationale Handel zwischen den Industriestaaten — und das sind sämtliche mittel- und westeuropäische Staaten — besteht im Austausch von Waren meist derselben Gattung und nur verschiedner Dualität. Und dieser Austausch zwischen den Kulturnationen macht den größten Teil des Auslandhandels aus; England und Deutschland sind die besten Kunden füreinander; es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Großhändler und Großindustriellen beider Länder von gegenseitigem Bombardieren, Blockieren und Kapern eine Besserung ihrer Geschäftslage erwarten werden. Die Zeitungsredaktionen bekunden ja mit dem starken Absatz der Weltkriegromane zusammen ihre Kauflust und die ihres Publikums. Aber glücklicherweise hängt nicht von ihnen und dem Lesepublikum die Entscheidung über Krieg und Frieden ab, sondern von der Großindustrie und der hohen Finanz, die über den nervus rerum gebieten. Gewiß können beide auch im Kriege gute Geschäfte machen, nach der heutigen Lage der Dinge jedoch machen sie im bewaffneten Frieden nicht weniger gute mit geringerm Risiko. Also werden die Staaten wahrscheinlich Frieden halten, nicht weil ihre Bürger Engel geworden sind, sondern durch ihr wirtschaftliches Interesse dazu gezwungen; was ja immerhin die Menschen, wenn auch nicht in jeder Beziehung, tugendhaft macht, so doch mit der strengen innern Ordnung zusammen ihnen die Gewalttätigkeit abgewöhnt. Das Militär wird immer notwendig bleiben teils zur Aufrechterhaltung der innern Ordnung teils zur Ausübung der Polizei in den Ländern der Barbaren und der Halbbarbaren. Dieser bedarf die Kulturwelt, weil ihr bei zunehmendem Reichtum an Kunstzeugnissen die Naturprodukte, von denen zudem manche in ihrem Gebiet gar nicht vorkommen, immer knapper werden.

Mit der Zeit wird die steigende Knappheit den Konzern, wie man das heute nennt, der Großmächte dazu zwingen, den Anbau und Schutz der Nahrungsmittel, Rohstoffe und industriellen Hilfsstoffe in den weniger zivilisierten Ländern planmäßig zu organisieren. Diese Organisationstätigkeit, diese Beaufsichtigung, Erziehung und Leitung ungebärdiger Riesenlummel wird jedes der Völker, denen sie zufällt, nicht als ein Vermögensobjekt sondern als eine schwierige Pflicht ansehen lernen und sich nicht mit den Nachbarn darum raufen, sondern sich dazu schön bitten lassen. Ich weiß natürlich nicht, ob die Entwicklung wirklich diese Richtung innehalten wird, aber eingeschlagen ist sie schon, und die Friedensbewegung scheint mir die Funktion zu haben, Stimmung dafür zu machen, daß das, was wirklich ist, von den bis jetzt mit

Kriegsphantasien erfüllten Seelen gesehen und als Tatsache anerkannt werde. Nicht die Friedenskongresse werden den Krieg aus der Welt schaffen, sondern weil in der nächsten Periode der wirtschaftliche Zustand — im einundzwanzigsten Jahrhundert kann ja wieder ein anderer eintreten — den Krieg zwischen den herrschenden Kulturnationen bis zur Unmöglichkeit erschwert, wird man bei Streitigkeiten zu internationalen Kongressen und Schiedsgerichten seine Zuflucht nehmen müssen. Die Entwicklung bringt es eben mit sich, daß Muskelkraft mehr und mehr durch Intelligenz, die Mordwaffe durch Maßregeln ersetzt wird. Eben erinnert mich ein unbedeutender Vorfall daran, wie das auch in dem hier betrachteten Gebiete von Lebensinteressen wirkt. Die Scandinavier sind aus Säufnern leidenschaftliche Abstinente geworden. Zur Förderung der Mäßigkeit haben sie einen hohen Weinzoll eingeführt. Dadurch fühlte sich Frankreich geschädigt und rächte sich, indem es den skandinavischen Anleihen seinen Markt verschloß. Das hatte Finanzschwierigkeiten in den drei Staaten zur Folge, und Schweden macht jetzt den Anfang mit dem *pater peccavi* (im Völkerverkehr gibts wunderliche Verfündigungen), indem es den Weinzoll herabsetzt. Das ist eine der Formen des heutigen Krieges; um die Chinesen mit indischem Opium vergiften zu dürfen, hat England vor siebenundsechzig Jahren noch einen blutigen Krieg geführt. Die Änderung, die dem deutschen Volkscharakter von der allmählichen Verdrängung des *military type* durch den *industrial type* droht, erfüllt manchen guten Patrioten mit Sorgen, für die Bertha von Suttner kein Verständnis hat; will sie es gewinnen — sie reist ja immer noch viel —, so raten wir ihr, unsern Ludwig Kemmer auf ein paar Stunden zu besuchen.

Carl Jentsch



Der Parnassus in Neusiedel

Von Fritz Anders

(Fortsetzung)



ach gemessener Zeit liefen die drei Entwürfe ein. Mein Gott! man hatte nicht geglaubt, daß soviel Papier zu so einem Theaterentwurf gehöre. Die Sachverständigenkommission fand sich nicht eher in dem Haufen von Rollen zurecht, als bis der Stadtbaumeister im Stadtverordnetenensaale Bretterwände errichtet und die Pläne numeriert und aufgenagelt hatte. Nun trat freilich ein großer Unterschied zwischen den drei Plänen hervor. Der Ermsdorfsche Entwurf stellte ein Theater dar, von der Art, wie sie bisher gebaut wurden. Von etwas steifer und eckiger Grazie, wie es der Geschmack der Gegenwart fordert, aber sonst war der Baumeister nicht besonders originell, sondern nur darauf bedacht gewesen, das Technische möglichst praktisch zu machen und den Besuchern einen möglichst behaglichen Aufenthalt zu